**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte
**Band:** 15 (1939)
**Heft:** 18

**Artikel:** Die Mutter
**Autor:** Naef, Eduard
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-753450

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

**Download PDF:** 05.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Mutter

VON EDUARD NAEF

Der stille Sonntagnachmittag war auch bei ihr eingekehrt und strahlte aus ihren großen blauen Augen und winkte herein vom schwarzschattigen Grün der Tanne, die vor dem Fenster wie eine riesige Speerspitze in den tiefliegenden Himmel stach. Ganz für sich saß sie in der Kammer und gab sich der Herz und Sinn erfüllenden Lektüre des heiligen Buches hin. Alles schien in dieser halblichten Stube in die Sammlung in der Lektüre hineingestimmt zu sein. Da war keine Farbe, die zu laut tat, kein Lärm, der von außen ungefragt hereindrang, keine Bewegung, die die Stille zerriß.

Und doch tropfte da und dort in die fromme Betrachtung etwas Fremdes, das nicht zu ihr gehörte und vielleicht heimlich doch von ihr gerufen worden war. Ein Gedanke ging da abseitige Wege, ein unstimmiges Gefühl tauchte auf, andere folgten und kamen, bis schließlich klar und eindeutig die eine Frage dastand, die Frage: Wie kam es? Wieso, dachte es dunkel in ihr, bin ich die alte Frau von weit über sechzig Jahren, mit grauem Haar und zittrigen Gliedern, wieso so allein und von allen verlassen? Bin ich doch Mutter und habe einem Sohne den Tag geschenkt und sitze nun mitten in der großen Stadt da oben in einem sechsten Stocke, in einer Stube, die wie tausend andere ist, unter dem Dache, ganz allein.

Nun erwachte in ihr ein breiter Strom von Erinnerungen, riß alles weg und verschlang die munter aufgeräumte Sonntagsstimmung, so daß nur noch das Auge die schöngereihten Zeilen bestrich, welche wie Soldaten über die aufgeschlagene Seite dahinmarschierten.

Und so flohen die Gedanken der betagten Frau an jenen Anfang zurück, wo noch blonde Locken ihr das Haupt umwanden und ihr Antlitz noch blühte von Liebreiz und Jugendfrische. Damals kam eines Tages ein Mann, der freite um sie, und sie besann sich nicht lange und gab ihm die Hand zum Bunde. Bald aber war es aus mit dem Bündnis und er war nicht mehr da und ließ sie zurück mit einem schwächlichen, kranken Knaben. Lange kämpfte das Leben in dem kleinen Körper und drohte auszulöschen und legte Angst und Kummer in das Gemüt der Mutter. Doch einmal, es war wie über Nacht, siegte das Leben endgültig und stark, und der Knabe wuchs heran wie andere und wurde der Stolz und der Hort der Mutter. Als er der Schule entwachsen war, da wollte er ein Bäcker werden, den Menschen gutes und küstiges Brot backen und dem Mütterchen schöne Wecken.

Aber eines Morgens, welche Bestürzung, war auch er nicht mehr da, hatte sich aus dem Staube gemacht wie der Vater. Hatte er sich etwas Leides getan oder war er gar auf die Suche des unbekannten Vaters gegangen? Nein! Bald kam aus Amerika Nachricht, daß er dort gut gelandet und auch in der Arbeit sei und sich wohlbefinde. Der Ferntrieb hatte ihn hinausgerissen aus der mütterlichen Obhut und ins fremde Land, ins unbekannte Abenteuer hineingestoßen. Die wöchentlich eintreffenden guten Berichte des Ausreißers fächelten das aufgerührte Herz der Verlassenen allmählich wieder zur Ruhe und sie fand sich in das Los, den Sohn bloß noch in der meerweiten Abgeschiedenheit lieben zu dürfen.

Jedoch wie stockte der guten Frau der Atem, als auf einmal, nachdem sie eben mühsam Tritt um Tritt die Ergebung ins bittere Verhängnis der Trennung erklommen hatte, die Briefe von ihrem Sohne ausblieben und einfach nicht mehr kommen wollten. Was war mit ihm geschehen? Hatte ihn eine neue Welle des Abenteuers hinweggeschwemmt aus der großen Stadt, vielleicht ins Innere des Landes, wo weder Schiene, noch Straße hinkam, wo es keine Tinte, keine Post und nichts mehr gab. Oder war ihm gar ein Böses zugestoßen? Nein, tot konnte er nicht sein, das sagte ihr eine inwendige Stimme, die sie für die des lieben Gottes hielt, den sie Abend für Abend mit innigen Gebeten für den Entrissenen umlagerte.

Als weder Polizei noch Heilsarmee den Verschollenen fanden, trat sie eines Tages selbst die Reise über das große Wasser an, bar jeder fremden Sprache, bar auch der hinreichenden Mittel, ausgerüstet bloß mit dem Glauben, daß sie den Liebling finden werde. In der von Wolkenkratzern strotzenden Stadt schlängelte sie sich zuerst zu einer alten Bekannten von der Schulbank her, die ihr der stützende Stab und die leitende Hand wurde. Von der neuen Welt, die sie umdrängte, sah sie nichts, gar nichts, sie weiß auch nicht viel davon zu erzählen, denn wie ein Komet ging ihr ein Gedanke voran, der Gedanke an ihr Kind, und diesen allein sah sie, und er führte sie eines Tages, wer weiß, auch wirklich zu ihm hin.

Nun besaß sie ihn wieder und war so voller Wonne und Glückseligkeit, daß sie nicht lange frug, warum er keine Nachricht gegeben, keinen Wink von sich getan. War es Laune, Vergessen, Gleichgültigkeit, sie grübelte nicht darüber nach, hatte nur ein Verlangen: sich nach den vielen müdgelaufenen Wochen im neuerstandenen Glücke zu sonnen und zu erholen. Sie hauste sich drüben gleich bei ihm ein, wollte fortan bei ihm bleiben und seiner besser hüten. Nein, er sollte ihr nicht ein zweitesmal entschlüpfen!

Und in der Tat, mancher Frühling kam, mancher Sommer ging, und über das schöne Zusammenleben von Mutter und Sohn schien sich Endgültigkeit zu legen, als der guten Frau im Gemüt ihres Lieblings ein neuer Widersacher erstand, vor dem sie im tiefsten erschrak.

Die Eau de Cologne der Queen!

«Ladies and Gentlemen» waren entzückt, als Farina im Jahre 1737 seine duftende Eau de Cologne nach London schickte. Sie wurde zur großen Mode, und als Königin Viktoria 1837 mit achtzehn Jahren den englischen Thron bestieg, ernannte sie Farina zu ihrem «purvejor of Eau de Cologne». Farinas Schöpfung hat ihren geheimnisvollen Zauber durch die Jahrhunderte bewahrt und erfreut Millionen Menschen durch ihren frischen Duft.

Rote Farina Marke

Echte Eau de Cologne

Er hatte seinerzeit in der alten Heimat ein Mädchen kennengelernt, das seiner noch wartete und das jetzt auf einmal wieder Gewalt über ihn bekam. Was wollte die Mutter gegen eine solche Lockung, an deren Stimme die ihre wie Schnee zerstob. Sie setzte weder Rede noch Wehr entgegen, hegte aber im geheimen die Zuversicht, daß neben der Braut auch für sie noch ein klein bescheidenes Bestehen bliebe, und so entschloß sie sich denn, mit ihm den Heimweg anzutreten.

Zu Hause war nicht viel Zeit zum Erwägen und Bedenken, einer raschen Verlobung folgte ebenso schnellfüßig die Heirat, welche den Mann zwischen zwei Frauen setzte, die am gleichen Tuche webten, an seinem Gold zu bestickenden Glücke. Und weshalb sollte das nicht gehen, so meinten es wenigstens die drei.

Und es ging nicht. Kleine Eifersüchte hielten die vergünstigen Finger ins häusliche Spiel und fachten geringfügigen Zwist zu haushohem Hader und Zank an. Statt des reinen Sonnenglücks, jagten am Gezelte des jungen Paares böse Gewitter und Hagelschauer umher, so daß derjenige, der unter der vierhändigen Betreuung hätte aufblühen sollen, nur zu Gram und Kummer kam. Schließlich wandte sich die Mutter von dannen, denn jetzt begriff sie, daß neben dem Neuen, das herrisch hereinstürmte und weder Einklang noch Ausgleich finden konnte, mit dem, was vor ihm dagewesen war, für sie kein Bestand mehr blieb. Sie zog hinauf in die fremde Dachkammer, richtete sich da ein neues, wenn auch kärgliches Dasein ein, tröstete sich mit Gott und ihren alten Sachen.

Indessen war auch da nicht alle Helle und Freude mattgesetzt. Denn, wie über den See, der in Rufweite unten groß und friedlich grüßte, im kahlsten Winter etwa Sonnentage aufgehen, die alles, was matt und düster vor sich hindöste, zu lachendem Erglänzen bringen, so gab es auch da oben Stunden, wo munteres Leben ins träge Einerlei der Tage schoß und rotbäckig in den welken Wangen der greisen Einsiedlerin zu pulsen anfing. Es waren stets die Augenblicke, da der Sohn rasch zwischen zwei Geschäften zu ihr hinaufhuschte, um sie zu grüßen und mit ihr guten Rat zu pflegen. Auch jetzt noch kannte sie nur Liebe und keinen Groll für ihn und dankte dem gütigen Geschicke, das ihr vom einstigen Besitze diese spärlichen, jedoch unendlich kostbaren Trümmerchen gelassen hatte.

*

# Die Kunst des Rasierens

VON HANS HEINI BASELER

Wenn man über das Rasieren spricht, so muß man sich jenes seltsamen Abenteuers erinnern, das dem gewaltigen Simson Freiheit und Leben gekostet hatte. In jener denkwürdigen Nacht, da Delila das Schermesser über Simsons Backen- und Haupthaar gehen ließ, gewannen die Philister Macht über einen, den sie bisher nicht hatten bezwingen können. Das Geheimnis, warum Simson schwach geworden war, haben schon viele ergründen wollen; Scholastiker und andere Bibeldeuter haben sich mit der Frage beschäftigt. Hatte sich Simson von seinem Bart und seinem Haarschopf trennen lassen, weil er alt und schwach geworden war, oder wurde er schwach, als man ihn geschoren hatte? Allein im Jahre 1740 erschienen im deutschen Sprachgebiet vier Schriften, welche versuchten, das wichtige Geheimnis zu lösen.

Die Sitte des Bartscherens kam aus den biblischen Landen nach Aegypten und machte sich später auch in Kleinasien heimisch. Viele Pharaonen und persische Könige trugen sich bartlos. Modisch glatte Gesichter hatten auch die Soldaten, Händler und Diplomaten zwischen Nil und Euphrat, von Zypern bis zum Hellespont, im Reich der Parther und Assyrier. Bald lernten auch die Griechen, die unter Alexander dem Großen den großen Heerzug nach Indien unternommen hatten, den Wert einer glattrasierten Wange kennen. Alexander befahl nämlich eines Tages, daß sich das ganze Heer zu rasieren habe, damit die Bärte im Nahkampf keinerlei Handhabe böten. Frischrasiert ging es in die Entscheidungsschlacht von Gaugamela, wo Dairos geschlagen wurde. Griechenland siegte über Persien — der glattrasierte Krieger war dem bärtigen überlegen.

In Griechenland selbst wehrte man sich gegen die neue Sitte, man berief sich auf das alte Schönheitsideal, auf Homer, auf das Denkmal des Laokoon, auf Zeus ...

In Rhodos, Sparta und Athen wurden Gesetze gegen die neue Unsitte erlassen — aber weder Gesetz noch Aesthetik retteten den Bart, zwar freuten sich die Philosophen weiter des lockigen Haares um Kinn und Wange, und der Bart war lange das Ideal der Philosophieprofessoren, der modische junge Mann jedoch folgte dem neuen Beispiel, und wenn ein überliefertes Bildwerk wirklich zeitgenössisch ist, so war sogar Alkibiades ein «Stutzer».

Auch die Römer fanden an dem neuen Brauch Gefallen. Plinus erzählt, daß sich ein Herr Ticinus Publius Marcus schon im Jahre 300 v. Chr. einen Privatcoiffeur mit nach Rom gebracht hatte, und daß sich bald auch andere Elegants die Wangen und das Kinn rasieren ließen.

Von den Römern übernahmen die Germanen das Rasieren, zwar kannten sie schon vorher zur Pflege ihrer Bärte Scheren und Rasierzeuge aus Stein, Eisen, Bronze, aber den Germanen war der Bart etwas Heiliges, man schwor bei seinem Barte, in ihm war nach alter Ueberlieferung Stärke und Weisheit; einen Bart zu scheren, das war ein Frevel. Die Römer wurden von den Germanen verachtet, wie vorher die Griechen und Römer die östlichen Völker verachtet und verspottet hatten. Theoderich der Große aber übernahm die Rolle Alexanders des Großen und führte die neue Mode auch in deutschen Landen ein, wiewohl sich die alte Sitte des Barttragens noch bis ins 6. Jahrhundert halten konnte; erst die entstehenden Ritterorden forderten von ihren Angehörigen, sei es nun aus kriegerischen oder Reinlichkeitsgründen, das Scheren und Rasieren der Bärte. Bald rasierten sich alle Priester und Soldaten, Karl der Große, Maximilian, Luther, Goethe, Friedrich der Große. Dann und wann waren Schnurrbärte und lange Sudermannbärte große Mode, immer aber siegte wieder das glattrasierte Kinn.

Die Bartmode wurde von jeher stark von den Regierenden beeinflußt; weil Ludwig XIII. als Kind auf dem Throne saß, waren die Höflinge bartlos. Große Mode war der Spitzbart Napoleon III., und der größte Stolz aller Portiers und Briefträger war lange der Franz-Joseph-Bart; dann kam der «Es ist erreicht», Wilhelm II., der sich nie großer Popularität erfreuen konnte. Heute sind die Regierungshäupter fast alle glattrasiert; bloß einige Filmstars kreiern kokette Schnurrbärtchen.

Eine Weltindustrie zieht Nahrung aus unsern nicht vorhandenen Bärten, mit Milliarden von Klingen, Messern und Apparaten und mit dem Schaum, der dabei geschlagen wird.